

**Zeitschrift:** Freidenker [1908-1914]  
**Herausgeber:** Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund  
**Band:** 3 (1910)  
**Heft:** 12

**Artikel:** Religion, eine schlechte Medizin  
**Autor:** F.B.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-406149>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Gegenstände in einen hübschen Koffer von gelbem Kinderleber stopfte. Der Koffer war nicht mein Eigentum, aber die wertvollen Gegenstände waren es wohl, und das alles ersah ich auf diesem Grunde als widerspruchsvoller und ungeschöner Vorgang, gegen den ich mich zu verwehren beabsichtigte. Obwohl ich diesen Herrn gewiß nicht kannte, hatte er eines jener Gesichter, die einem bekannt vorkommen, denen man auf dem Corso, im Theater, in den Nachtcafés begegnet, eines jener tadellosen, wohlgepflegten Gesichter, bei deren Anblick man sich sagen muß: „Den muß ich von einem Klub her kennen.“

Wenn ich behaupten wollte, ich sei durchaus nicht erstaunt gewesen, um vier Uhr morgens einem Herrn im Frack bei mir zu begegnen, den ich gewiß nicht eingeladen hatte, so wäre das übertrieben. Aber mein Erstaunen wurde durch kein anderes Gefühl des Schreckens oder Jornes getrieben, wie es bei solchen nächtlichen Besuchen manchmal vorzukommen pflegt. Das seine Aussehen und die ungerühmte Laune dieses Klubmannes hatte mich auf das angenehmste überrascht, denn ich muß gestehen, daß ich das nicht erwartet hatte, daß ich vielmehr befürchtete, mich einem gemeinen Eindringler gegenüber zu finden und daß es zu meiner Verteidigung not tun werde, mich ihm gegenüber roher Gewalt zu bedienen, wozu ich nicht die mindeste Neigung habe und wobei der Ausgang immerhin ungewiß ist.

Bei meinem Erscheinen unterbrach der elegante Unbekannte seine Arbeit und sprach mich mit einem wohlwollenden spöttischen Lächeln an.

„Entschuldigen Sie, verehrter Herr, daß ich Sie so unhöflich gestört habe . . . Aber es ist gewiß nicht ganz meine Schuld . . . Ihre Möbel sind sehr empfindlich, beim Ankommen mit dem zartesten Brechstein fallen sie geräuschvoll auseinander . . .“

Ich bemerkte nun, daß das Zimmer ganz umgestürzt war. Die Laden der Schränke waren geöffnet und geleert, die Glascheiben zerhackt, ein kleines Empirestuhlfußchen, in dem ich meine Werte und meinen Familienknecht aufbewahre, lag jämmerlich dahingestreckt auf dem Teppich . . . Mit einem Worte, eine wahre Plünderung! Und während ich das alles bemerkte, sagte mein etwas zu früh aufgestandener Gast mit seiner wohlklingenden Stimme:

„Ach, diese modernen Möbel! Was sind das doch für gebrechliche Seelen, meinen Sie nicht auch? Mir scheint, daß auch die von der Krankheit des Jahrhunderts erfaßt und neuraftentisch sind, wie alle Welt . . .“

Er brach in ein stilles beschützendes und lebenswürdiges Lachen aus, das für mich nichts Verleidendes hatte und mir bewies, daß ich es mit einem Manne von hervorragender Erziehung zu tun hatte. Ich beschloß daher, ihm zuzuhören.

„Mit wem habe ich die Ehre?“ sagte ich, und meine Blicke folgten wie beruhigter dem Tun meines nächstlichen Besuchers, während der durch die offenen Türen einkommende Luftzug mein Hemd hin- und herlatter machte.

„Mein Gott“, erwiderte der vollkommene Gentleman mit freundlicher Betonung, „mein Name würde Sie augenblicklich vielleicht etwas allzusehr überraschen . . . Und meinen Sie nicht auch, das es besser wäre, mich Ihnen bei einer weniger seltenen Gelegenheit vorzustellen, was höfentlich demüßigt der Fall sein wird? Auch muß ich Ihnen offen gestehen, daß ich heute durchaus nicht beabsichtige, Ihnen meine Aufmerksamkeit zu machen . . . Ich würde, wenn Sie einverstanden sind, vorziehen, das strengste Inognito zu bewahren.“

„Wie Sie wünschen, mein Herr . . . wie aber soll ich mir erklären . . .“

„Daß ich zu so außerordentlicher Stunde und in dieser Unordnung hier auftrete . . .“

„Ja, das ist es . . . Sie würden mich zu Dank verpflichten . . .“

„O, bitte“, unterbrach mich der elegante Unbekannte. „Ihre Neugierde ist ganz berechtigt, und ich denke nicht daran, mich ihr zu entziehen . . . Aber Sie entschuldigen schon! . . . Wenn Sie darauf Wert legen, mit mir ein wenig zu plaudern, dann wäre es vielleicht vorzuziehen, von Ihnen, in einem Schlafrock zu schlüpfen . . . Ihre mangelhafte Bekleidung macht mich untröstlich . . . Es ist fast hier, und man kann sich in dieser launenhaften Jahreszeit nur zu leicht eine Erkältung zuziehen . . .“

„Sie haben recht . . . Wollen Sie mich einen Augenblick entschuldigen . . .“

„Bitte sehr, mein Herr, lassen Sie sich nicht stören . . .“ Ich trat in mein Schlafzimmer, wo ich mich rasch in meinen Schlafrock hüllte, und kehrte wieder zu dem Unbekannten zurück, der während meiner kurzen Abwesenheit verschlafen hatte, das von seinem Eindringen durch einmündigere Gemäch wieder ein wenig in Ordnung zu bringen.

„O, bitte, mein Herr, bemühen Sie sich nicht, bitte sehr . . . Mein Kammerdiener wird das alles morgen ordnen.“

Ich bot ihm einen Stuhl an, nahm selbst Platz, und nachdem wir uns die Zigarren angeraucht hatten, sagte ich mit ermunternder Betonung:

„Mein Herr, ich bin bereit zu hören . . .“

Der Klubmann hätte nun eine Kampfpause machen können, um sich zu sammeln, wie es an seiner Stelle alle Romanhelden zu machen pflegen, bevor sie ihre Lebensgeschichte erzählen. Er vermied jedoch diese Banalität und begann sofort:

„Mein Herr, ich bin ein Dieb . . . ein gewohnheitsmäßiger Dieb . . . oder nennen wir es, wenn Sie wollen, beim richtigen Namen, ein Einbrecher . . . Das haben Sie zweifellos bereits erraten?“

„Merkwürdig!“

„Das macht Ihrer Schamlosigkeit alle Ehre . . . Also,

ich bin ein Dieb. Ich habe mir diese Lebensstellung gewählt, nicht ohne zuvor festgesetzt zu haben, daß es in den trüben und unklaren Zeiten, in denen wir gegenwärtig leben, der ehrlichste, aufrichtigste und anständigste Beruf ist. Der Diebstahl — ich sage Diebstahl, so wie ich sagen würde die Libokatur, die Literatur, die Malerei, die Medizin, — war bisher ein verführerisches Gewerbe, weil die, die sich damit beschäftigen, meist rohe Burshen, abschlechte Ragabunden, Leute ohne Feinheit und Erziehung waren. Ich bin bestrebt, dieser Kunst ein besseres Ansehen zu geben und den Diebstahl zu einer ehrenwerten und berechnungswerten Profession zu machen. Wir wollen nicht leeres Stroh dreschen, mein Herr, betrachten wir das Leben, wie es ist. Der Diebstahl ist überhaupt die einzige Beschäftigung der Menschen. Man wählt einen Beruf, sei es welcher immer, nur weil er uns ermöglicht, zu stehen, der eine mehr, der andere weniger, aber überall gibt es etwas zu stehlen. Sie haben einen viel zu gebildeten Geist, Sie wissen auch nur zu gut, was hinter dem trügerischen Aufputz unserer Tugenden und unserer Ehre in Wirklichkeit steckt, als daß es nötig wäre, meine Behauptungen mit beweiskräftigen Beispielen und aneinandergeratenen Schlußfolgerungen zu unterstützen.“

Diese Worte, die meiner übrigens gerechtfertigten Einbildung auf meine psychologischen und sozialwissenschaftlichen Kenntnisse sehr schmeichelten, veranlaßten mich, ein überlegenes und entscheidendes „Ganz richtig!“ einzurufen. Also ermutigt, setzte der elegante Einbrecher in freundschaftlicher und vertraulicher Weise fort:

„Ich will Ihnen nur erzählen, was mich betrifft. Ich werde mich übrigens ganz kurz fassen. Ich habe mich zuerst auf den Handel verlegt. Aber die schwierigen Geschäfte, die ich notgedrungen machen mußte, die unklarerer Kniffe, die gemeinen Gaunereien, die falschen Gewichte stechen die unbewußte Parteilichkeit meiner ehrlichen Natur zurück, die das Gebräuge offener Herlichkeit und strenger Gewissenhaftigkeit trägt. Ich verließ den Handel und wendete mich der Finanz zu. Die Finanz eckte mich an. Mein Gott, ich vermochte es nicht über mich zu gewinnen, Geschäfte zu führen, die gar nicht existierten, falsche Papiere, falsches Geld zu emittieren, falsche Vergewerte, Landungen, Kohlenruben zu finanzieren! Unausgesetzt darauf hinarbeiten, das Geld der anderen in meine Taschen stechen zu machen, mich durch den langsam fortschreitenden Ruin meiner Klienten mit Hilfe der glänzenden Prospekte und der Geselligkeit gewisser geistreicher Kombinationen zu bereichern, schien mir ein unerwartetes Vorgehen, dem ich mich weniger gewinnhafter und jeder Rüge abholter Geist heftig widersetzte. Ich dachte dann an den Journalismus. Ein Monat genügte mir jedoch, mich zu überzeugen, daß der Journalismus denjenigen, der sich nicht peinlicher und rückwärtsloser Erpressungen fähig zeigt, nicht zu ernähren vermag . . . Ich verwarf mich in der Politik . . .“

Sie vermochte ich nicht, ein helles Lachen zurückzuhalten, das sich zu verlängern drohte.

„Sehr richtig!“ bestätigte der einnehmende Gentleman.

„Mehr können wir darüber nicht gut sagen. Kurz, ich erschöpfte alle Berufe, die das öffentliche und private Leben einem jungen, regsamem, intelligenten und feinfühlernden Manne, wie ich es bin, bieten kann. Ich sah deutlich, daß der Diebstahl — unter welchem Namen immer er sich auch verbirgt, der einzige Zweck und das alleinige Ziel aller Bemühungen ist, aber verkleidet, maskiert und aus diesem Grunde viel gefährlicher! Ich zog nun daraus die Schlußfolgerung: Da der Mensch nun einmal dem unvermeidlichen Naturgesetze des Diebstahls nicht zu entkommen vermag, ist es wohl das Ehrenhafteste, ihn einfach und simpel zu begehen, ihn aber nicht mit geschützten hochtrabenden Ausflüchten, deren trügerischer Glanz, deren lärmende Titel, deren beschönigender Schmutz niemand mehr zu täuschen vermag, des natürlichen Wunschens zu entkleiden, sich die Güter anderer anzugewinnen.“

Ich stahl also alle Tage; des Nachts drang ich in reiche Häuser ein; ich besah im voraus ein für allemal bei den Kassen der anderen, was ich zur Befriedigung meiner Bedürfnisse, zur Ausgestaltung meines äußeren Menschen nötig erachtete. Das kostet mich einige Stunden jede Nacht zwischen einer Partie im Klub und einem Wallgespräch. Mit Ausnahme dieser kurzen Zeit lebe ich wie alle Welt . . . Ich gehöre einigen Klubs an; ich habe ausgezeichnete gesellschaftliche Verbindungen. Ich wurde erst kürzlich vom Minister durch eine Ordensverleihung ausgezeichnet. Und wenn mir ein guter Gang gelingt, bin ich der großmütigste Mensch auf Erden. Denn ich tue nur aufrichtig, was alle anderen Leute auf qualvollen Umwegen und auf viel schamloser Weise tun . . . Mein Gewissen ist rein und wirft mir nichts vor, denn von allen Leuten, die ich kenne, bin ich der einzige, der den Mut hat, sein Tun mit seinen Wünschen zu vereinen, und der geradewegs dem Wege folgt, den ihm die Natur gewiesen hat.“

Die Richter erblaßten, der Tag lugte durch die Spalten der Gardinen. Ich bot dem eleganten Unbekannten an, mein Frühstück mit ihm zu teilen, aber er lehnte das mit dem Bemerkten ab, daß er im Frack sei und mir durch elche derartige Zinorrettheit nicht zu mißfallen wünsche.

## Religion, eine schlechte Medizin.

Was man dem Magen für Nahrung geben müsse, damit es ihm gut gehe, wissen die Menschen gemeinlich. Was für Nahrung das Gehirn nötig habe, darüber denkt man wenig nach.

Sozialdemokratie und Gewerkschaft haben die Aufgabe, jedem Menschen für einen guten Futterplatz zu sorgen. Das ist ihre wichtige Mission. Aber damit sind nicht alle Fragen und Notdürfte des Menschen gelöst. Gab' ich Futter, so muß

ich nun auch nachdenken darüber, wie ichs abkochen müsse, damit es Zunge, Magen und Gehirn tunkute. Was dieses Abkochen mit dem Freibenkernum zu tun habe?

Mein lieber Leser, werde nicht gar böse, aber ich habe manchmal sonderbare Ansichten. Ich halte die Religion für eine falsche Medizin, die die Menschen zu sich nehmen, wenn ihr Gehirn an Verstopfung oder Durchfall leidet. Und Religionswissenschaft ist für mich die Wissenschaft von den falschen Medizinern, die verschiedene Doktoren gegen die Verdauungsstörungen des Gehirns anwandten. Es ist die Religion ein Gift gegen diese Verdauungsstörungen, wie das Quecksilber gegen die Syphilis. Ich glaube gern, daß es Mergel gibt, die gern ehrlich und gläubig diese Religionsmedizin dem schwachen Menschenhirn einschütten. Aber es gibt auch unehrliche Pflücker, religiöse Ärzte, die selber nicht an ihre Seelenmedizin glauben. Sogar Giftnischer, die auf Wunsch von Staat und Religionen die Religionsmedizin verkaufen, um ihre Patienten blödsinnig zu machen. Mit ihnen wollen wir nicht streiten. Geistige Waffen kann man nur gegen ehrliche Feinde verwenden. — Daß das menschliche Gehirn an Verdauungsstörungen leide, ist allgemein und sicher. Daß die Religion erfunden wurde als Heilmittel gegen diese Störungen ist ebenso sicher. Daß dies Mittel heute atmofisch ist, kann ich nicht mehr ernstlich bezweifeln. Es ist mir längst zur Wahrheit geworden. Aber die Krankheit kann ich nicht leugnen und so bin ich verpflichtet zu suchen, wo das Heilmittel ist, das die Krankheit „Neigung zur Religiosität“ heilt.

Wenn ein Organ an Menschenleib gehindert wird, recht zu funktionieren (sich auszuheilen, wie die Modernen sagen), so entsteht die Neigung zur Religiosität. Wenn ein Trieb, ein Willen Ihres Gehirns unterdrückt wird, so ist damit die Anlage zur Frömmigkeit gegeben. Wer durch sich oder durch andere gequält wird, wird leicht religiös. Darum sind sehr sinnliche Naturen, die litten unter dem Geschlechtstrieb, so oft fromm geworden und haben einen Gott gefunden, der ihnen Hilfe die Sünden des Fleisches auszuwischen. Wenn der Geschlechtswille im Menschen so stark wird, daß er den Willen, die Persönlichkeit vielseitig zu entwickeln, hemmt, so sucht der Mensch irgend ein Phantasiegebilde, Gott an, er möge die Persönlichkeit vor dem Geschlechtswillen retten. Als im Mittelalter die Bevölkerung zunahm und somit im gleichen Maß die Möglichkeit Lebensmittel für Kinder zu finden, suchten die Menschen sich einzufchränken in der Kindererzeugung und diese Einschränkung quälte sie. Darum nahm ihre Religiosität zu. Sie wollten den Teufel Geschlechtstrieb vertreiben mit Hilfe des lieben Gottes. Im Gegensatz dazu ist die Zeit der Renaissance, wo die besten äußern Verhältnisse zur Einengung der Kinderproduktion nicht zwangen, eine ganz irreligiöse Zeit. Im Mittelalter konnte geistige Persönlichkeitsentwicklung nur auf Kosten des Geschlechtes sich gestalten, und darum predigt man Entzweiflung und ruft Gott als Helfer und Zeuge an. Wenn die Religiosität daher kommt, daß man nicht mehr sich geschlechtlich betätigen darf, um seine Kinder zu haben, so kann sie einmal dadurch beseitigt werden, daß man den Kindererzeuger durch künstliche Mittel einschränkt, oder dadurch, daß man durch politische und gewerkschaftliche Bewegung die Mittel zur Kinderfütterung so sehr vermehrt, daß man den Kindererzeuger nicht mehr einzufchränken braucht. Schueringe und Sozialismus sind also Medizinen gegen Religiosität aus geschlechtlichen Gründen.

Ein weiterer Grund zur Religiosität liegt in der Vereinfachung des Menschen. Der Mensch ist ein gesellschaftliches Wesen. Er kann nicht allein leben. Wenn er durch den Kampf ums Dasein und die Noheit der Menschen in die Einsamkeit getrieben wird, so will er einen Gefährten haben in der Einsamkeit. Und darum erfindet er Gott, den allgütigen Tröster, der allüberall und jederzeit sich befindet. Er spricht mit ihm, d. h. er betet. Kann er seine Mitmenschen nicht lieb haben, weil sie ihn quälen und verlegen, so liebt er Gott, Jesus, Maria, die für ihn existieren, weil er sie nötig hat. Götter sie nicht unsere Urroßväter erfinden, er erfände sie selbst. Bei ihm, den die Phantasie aller Zeiten mit so vielen guten Tugenden bescherte, ist es gut zu ruhen. Dieser Drang des gequälten Herzens, einen Freund und Vertrauten zu haben, den er liebt, von dem er geliebt werde, ist vielleicht die tiefste Quelle aller religiösen Bedürfnisse. Erst die Aufhebung der Gegensätze zwischen den Menschen, die Verinnerlichung ihrer Beziehung macht der Mehrheit der Menschen die Religion entbehrlich. Und recht oft sind gerade die besten Charaktere religiös veranlagt, während anderer Mensch, der fast kein Hirn hat, durchaus religiös gleichgültig ist und Religion nur aus Geschäftsinteressen beachtet. Je empfindungsfärmer der Mensch ist, umso geringer ist für ihn die Gefahr religiös zu werden. Denn wie gesagt, die Religion der Mehrheit ist Heuchelei, sowohl bei Priestern als Laien. — Messen Menschenwürde verletzt wird, der wird gleichfalls religiös, wenn er nicht eine wilde Neboluzernatur ist, die an dem sich vergreift, der ihm das Heiligste verlegt und geschädigt. Leider ist es noch gar viele, die wir erst ansteden müssen mit dem Teufel in uns, damit sie nicht weinen im stillen Kammerlein über das Unrecht, das sie erlitten, sondern statt der schlechten Medizin Religion die Naturmedizin Neboluzernatur ergreifen. Wer das nicht tut, dem bleibt nichts übrig, als sich nun längst gestorbenen Gott zu Füßen vorzulegen, die ihm die Menschenwürde, das Heiligste, was es gibt, stahlen.

Wer schwach ist, flüchtet sich zu einem Stärkeren. Unser Hirn will selbstbewußt sein, stolz sein, kräftig sein. Fühlt es sich schwach, so will es sich anlehnen an einen anderen Menschen und wenn es den nicht findet, geht es zu Gott. Auch wir sind schwach, jeder einzelne ist schwach. Aber nicht Gott,

sondern die Seele des Volkes, der lebendigen, revolutionären Gesamtheit, ihr Groß, Haß und ihre Liebe, sie sind unser Gott. Oder aber die Schattten all derer, die gleich uns gekämpft, sie rufen wir, in ihren Werken suchend, als Beder unserer Kraft. Unsere Stütze ist das Volk der Unterdrückten und das Volk, der endlose Zug derer, die einer dem andern die Fackel der Kultur weiter reichte im Lauf der Menschheitsgeschichte. Der Gedanke an sie verleiht uns die Kraft, die der Gläubigen in den Büchern der Priester zu finden hofft. Der Kampf um die große, volle menschliche Freiheit, die das erste Bedürfnis des Menschenhirns ist, das ist die Kampfesart, die die Religion aus der Welt schafft. Deshalb muß auch jeder ernste Freiender Sozialist sein und mit uns jede ökonomische und staatliche Einschränkung der Menschen beseitigen. F. B.

## Ausland.

**Bibelgesellschaft und Kannibalen.** (Korr.) Aus London wird in alle Welt depechiert, daß die Britische und ausländische Bibelgesellschaft Bibeln an 40,000 Kannibalen oder Menschenfresser an der Südküste von Neu-Guinea versendet hat, die jetzt also die „heilige Schrift“ in ihrer eigenen Sprache lesen können. Was mögen die lieben Heiden mit dem Johannes-Evangelium anfangen, über dessen dunklen Sinn sich die Gelehrten die Köpfe gebrochen? Schmunzeln werden sie sicher wenn sie Joh. 6, 53 lesen: „Der mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, hat das ewige Leben.“

Die Geschichte beweist, daß gewisse Völker Menschenfresser wurden sobald Säugtier- und Vogelarten im Lande ausstarben; ebenso, daß die Menschenfresserei auf den Südpolstein von selbst aufhörte, als jesuitische Missionäre das selbst die Schweinezucht einführten. In diesem Punkte waren jene Jesuiten geschickter als die ganze Bibelgesellschaft.

## Erfolge des Religionsunterrichts.

Welchen Wert hat die Religion? Diese Frage stellte, wie die „Monatsblätter für den evangelischen Religionsunterricht“ mitteilen, der Stadtvorstand Melein, der an der Mannheimer Volksschule Religionsunterricht erteilt, seinen Schülern und Schülerinnen am Tage vor der Schulentlassung. Es sollte ein Versuch gemacht werden, festzustellen, was die Kinder nach achtjährigem Religionsunterricht mit ins Leben hinausnehmen. Das Resultat das ein sowohl in religiöser, wie in sozialer und psychologischer Hinsicht reines Material ergab, war recht interessant. So begannen von 104 Knaben 66 ihren Aufsatz: „Religion hat überhaupt keinen Wert. Hier vor allem zeigte sich die Art der Stellungnahme zur Religion, denn 58 fügten als Begründung hinzu: „denn für unser Geschäft können wir sie ja nicht gebrauchen“. 25 sahen in der Religion einen gewissen idealen Wert, der jedoch durch vielerlei Einschränkungen stark verkirzt wird, da man sie nur gebrauchen kann, „wenn man alt ist“, „wenn es einem schlecht geht“, „wenn man in der Fremde ist“ usw. 15 im ganzen fassen die Religion auf als etwas, „was man wissen muß, weil es Gottes Wort ist“, oder weil man, „ohne sie nicht in den Himmel kommt“, 11 Arbeiten gaben den Schluß, daß die Religion „dummest Zeug ist und den Leuten etwas verspricht, damit sie nicht an ihre Not denken; aber es wird doch nicht erfüllt“. Von 49 Mädchen schreiben nur 2: „Die Religion hat keinen Wert“, alle anderen erkennen einen solchen an, können jedoch zunächst nicht angeben, worin er besteht: Die Religion hat eben einen großen Wert: „Wenn man in Not ist“, „wenn man trant ist“. Etwa 20 meinen: „Es gehört sich so“.

## Sozialist und Pfarrer.

\* Unsere Leser, die im Besitze der Nummern des „Volksrecht“ sind, in der die Abschiedspredigt Pfarrer Pflügers abgedruckt ist, werden gut tun, sich dieses Kulturdokument unserer Zeit aufzubewahren. Sollten dann bereinst unsere Enkel unter den vergilbten Papieren des Großvaters stöbern, so werden sie einen Fund machen, der sie ebenso eigenartig und widersinnig amuzen wird, wie uns etwa die Lektüre eines Frohndensvertrages aus der alten Zeit der gnädigen Herren und Oberen.

Pfarrer Pflüger hat den Pfarrerberuf, wie er glaubt, freiwillig und in jugendlicher Begeisterung gewählt. Wir nehmen ohne weiteres an, daß er der festesten Lieberzeugung sei, daß es sich tatsächlich so verhalte. Er erzählt in seiner Predigt, daß es sein höchstes Jünglingsideal war, den Pfarrerberuf zu ergreifen und er betrat die theologische Laufbahn mit größter Begeisterung. Wir können uns die Situation nicht nur gut ausmalen, wir können sie sogar in jeder Regung miffühlen. Ein temperamentvoller Jüngling mit einer guten Erziehung, keine Notwendigkeit, schon in früherer Jugend der schweren Arbeit uns liebe Brot nachzugehen, andererseits auch kein junger Lebemann und schmarozgerischer Bourgeoisohn, — eine solche jugendliche Persönlichkeit hat das natürlichste Gefühl des Menschen, die Nächstenliebe, und das natürliche Bedürfnis des Menschen, die soziale Betätigung, in viel größerem Umfange als sonstige junge Leute, die der Pessimismus des Lebens schon früh erfährt. Pflüger scheint in seiner Berufswahl frei wählen gekonnt zu haben und er hat den Pfarrerberuf ergriffen und warum? — Dieser Beruf erschien ihm als die einzige Möglichkeit, sich in praktischer Nächstenliebe zu betätigen, die einzige Möglichkeit, seinen Mitmenschen ein liebender Lehrer und Führer zu sein. Warum erschien ihm der Pfarrerberuf in einem derartigen Glorienkleid? — Um dies zu begreifen, müssen wir die Erziehung einer religiösen Familie (Pflügers Vater

war Stadtmisionar), einer religiösen Schule (dies ist in der Stadt Zürich trotz der Verfassung immer noch vorhanden) und endlich die Einwirkung des konservativen Milieus der alten Stadt Zürich in Betracht ziehen. Alle diese Faktoren bereiten ließen den jungen Pflüger im Pfarrerberuf die einzige Möglichkeit zur Verwirklichung seines jugendlichen Idealismus und seines menschenliebenden Optimismus sehen. Andere junge Leute in Pflügers damaliger moralischer Situation werden Wärtner der Revolution — zum Beispiel die russische Jugend der achtziger Jahre — andere werden Heroen der Wissenschaft oder der Forschung. Das gute Gefühl und die gute Absicht sind immer gleich, die jugendliche Begeisterung, sich für ein großes Ziel zu opfern, der Weg freilich ist verschieden, er führt den einen auf die Kanzel, den andern nach Sibirien und den dritten nach Innerafrika.

Die religiöse Erziehung vermag die guten Triebe im Menschen nicht abzuändern oder aufzuheben, sie zwingt aber den Menschen, der ihr verfallen gewesen, den Weg zur Wahrheit erst nach langen Zergängen zu finden. Charakteranlage, Temperament und Persönlichkeit Pflügers bestimmten ihn zum Sozialisten. Die Verhältnisse seiner Jugend führten ihn in den Pfarrerberuf. Die 23 Jahre, die er als Pfarrer wirkte, waren nichts als ein Kampf zwischen seiner sozialistisch veranlagten Persönlichkeit und der Position als Priester, in die ihn ein borniertes gesellschaftliches Milieu gesetzt hat. Es war dies kein rein geistiger Kampf zweier Ideen, es war dies ein seelischer Kampf. Er konnte es nicht glauben, daß sein Pfarrerberuf, an den sich so viele Jugendhoffnungen geknüpft hatten, sozial unproduktiv, vielleicht sogar schädlich oder zum mindesten wertlos war. In seiner Abschiedspredigt gibt er seiner Kirchengemeinde Rechenschaft über diesen Kampf und dies macht diese Predigt so wertvoll. Wir Freiender insbesondere, die wir wohl wissen, welche seelische Gefahr in der religiös-kirchlichen Wirtung des menschlichen Idealismus und der menschlichen Opferwilligkeit liegt, müssen freilich bei dieser Predigt recht viel zwischen den Zeilen lesen. Nun wir das, dann stehen wir vor einem der interessantesten Kulturdokumente unserer Zeit. Deshalb wollen wir dem Gedankengang dieser Predigt folgen, obwohl es sonst nicht in unserer Wohnheit liegt, Kanzelreden größere Aufmerksamkeit zu schenken.

Pflüger hat im Laufe seines Lebens ein Stück Religion nach dem andern weggeworfen und seine religiöse Lieberzeugung gleicht mehr einem Trümmerfeld als einem stolzen Bau. Immerhin fließt eine Ruine nach der nächsten ein, als es ein proziger Grundbau vermag. Das historische an der Religion ist ihm fremd geworden, das Lieberinnliche auch. Das Erlösungsproblem, das überhaupt die kirchliche Form der Religion erst rechtfertigt, erwähnt er gar nicht und damit stellt er sich bereits in seinem Glaubensbekenntnis außerhalb des Kirchengutens. Da er zudem noch bemerkt, daß das spezifisch christliche immer mehr zurücktreten sieht, so bleibt tatsächlich nichts mehr übrig. Der persönliche Gott und seine Wunder — tot! Die Erlösung durch Christus und seiner Kirche — tot! und ersetzt durch die Erlösung, durch die soziale Betätigung der Menschen. Was bleibt nun Pflüger von seiner Kirchtätigkeit und seinem Christentum? — Nun, wir können ruhig behaupten, das, was das Christentum im Laufe zweier Jahrtausende an Kulturwerten von außen angenommen hat. Die christliche Sektte hat die kulturellen Werte der sterbenden jüdischen und vorberasiatischen Welt nach Europa gerettet, das ist eine geschichtliche Tatsache. Die erste christliche Kirche hat viele Kulturwerte des sterbenden klassischen Altertums den durch die Völkerverwanderung siegreichen Barbaren gebracht, auch das steht historisch fest.

Die erstarrte christliche Kirche des Mittelalters endlich hat die Kulturwerte der verschiedenen Völker aufgesogen und als christlich weitergepflanzt. Unsere soziale Moral, unser persönliches Verantwortlichkeitsgefühl und endlich unsere geistige Vorherrschaft, kurz alle Kulturereignisse der Europäer sind nicht Produkte des Christentums, sie sind aber jahrhundertlang vom Christentum aufgesogen worden, so daß der Trugschluß möglich wird, als danken wir all dies dem Christentum. Der Pfarrer wird nun in seiner Tätigkeit auch vielfach diese vom Christentum aufgenommenen Kulturfunktionen ausüben und wird da unter Umständen eine produktive Tätigkeit entfalten können. Pflüger zeigt uns in seiner Abschiedspredigt diese praktische Betätigung und behauptet darin eine Befriedigung zu finden, auch dann, wenn er ein moderner Mensch ist. Wir wissen, daß das Christentum diese Funktionen kultureller und sozialer Natur nicht von sich aus geschaffen hat, sondern daß sie weltlichen Ursprungs sind. Möglich ist es, daß die weltlichen Faktoren in der Gesellschaft einige Jahrhunderte hindurch so tief standen, daß es ihnen nicht möglich war, kulturell und sozial zu wirken. In der Zeit, wo die ewigen Kriege und die patriarchalische Tyrannei in der Familie die Menschen verroft hatten, war vielleicht die Kirche die einzige Institution, die kulturell und sozial wirken konnte und wirkte. Wir müssen in diesem Punkte der offiziellen Geschichtsschreibung Glauben schenken, solange das Gegenteil nicht bewiesen ist. Aber heute ist dies doch ganz anders geworden.

Pfarrer Pflüger erzählt und schildert die seelische Notwendigkeit, den Alltagsmenschen von heute mit zündenden Worten von „besseren künftigen Tagen“ und von einem „glücklichen goldenen Ziel“ zu predigen — einverstanden! Aber geschieht dies nicht heututage in tausenden von Versammlungen der Sozialisten, der Anarchisten, der Gewerkschaften, der Genossenschaften? Aber wie wenig Kirchen und Kanzeln gibt es, in denen das Himmelreich, auf Erden und nicht in Wolkenhimmelheim gepredigt wird? Die Frage stellen, heißt sie beantworten. Weltliche Prediger einer bessern Zu-

kunft sind erstanden, sie appellieren an die Selbsthilfe der Menschen und nur ein Teil, ein ganz kleiner Teil der Priester, deren Aufgabe es ja ist, uns auf Gottes Güte zu vertrauen, anerkennt den Wert der menschlichen Selbsthilfe.

Pfarrer Pflüger setzt uns auseinander, daß es notwendig ist, die Herzen der Jugend für eine ethisch-soziale Lebensauffassung zu entflammen. Auch wir halten dies für eine pädagogische Notwendigkeit und halten die Bildung, die sich lebendig darauf beschränkt, Wissen zu geben, für unvollkommen. Die erzieherische Tätigkeit soll den Menschen auch ethisch und sozial heben. Pflüger will aus dieser objektiven Notwendigkeit die Berechtigung der religiösen Unterweisung darlegen und damit auch die Notwendigkeit der Pfarrtätigkeit in unserer modernen Zeit. Wir geben nun gern zu, daß die heutige Staatschule nicht in vollem Umfange eine ethisch-soziale Bildung zu geben vermag. Einmal entflammen die Lehrer zum großen Teile einen bürgerlichen oder bäuerlichen Milieu und damit einer egoistischen Sphäre voller Konkurrenzneid und zum anderen ist der heutige Staat alles, nur nicht ethisch-sozial begründet, denn er stützt sich auf die Vorbereitung zum Krieg, auf den Militarismus. Aber gilt das selbe nicht in gleichem Umfange für die Staatskirche und für die Mehrzahl der Pfarrer? Zugegeben, daß die heutige öffentliche Schule wohl wissenschaftlich befriedigt, aber moralisch nicht positives leistet. Die logische Konsequenz hieron wäre eine Sittenlehre außerhalb der Schule, aber kein Religionsunterricht, denn das sittliche Verhalten von Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts wird nicht diktiert durch Sagen aus der Kindheit des Menschengeschlechtes. Wegen die Staatskirche als sittliche Führerin der Menschen spricht aber die soziale Stellung der Pfarrer in der Gesellschaft — Ausnahmen betätigen die Regel — und der soziale Charakter des heutigen Staates selbst. Aber wozu in die Ferne schweifen? Sehen wir denn nicht gerade in der Gemeinde Pflügers, im roten Auserfild, das Entstehen einer neuen Praxis moralischer Natur — die proletarische Solidarität — und sehen wir wenige hundert Meter von der Jakobskirche nicht eine Schule, wo hunderte von Kindern im Geiste der neuen Moral aufwachen? (Schluß folgt.)

## Der eiserne Besen in Portugal.

Die Machthaber aller Länder werden wohl bald umlernen müssen. Es gehört zum eisernen Bestand einer jeden Staatskunst — wenn das Wort stumpf überhaupt zu dieser freisheitsfeindlichen Tätigkeit mißbraucht werden soll — daß eine starke Armee und ein getreuer Priesterstand die sicherste Bürgschaft einer Regierung sind.

Manuel von Portugal besaß dies vor wenigen Wochen noch alles beides. Eine nach preussischen Muster gedrehte Armee und einen durch großen Einfluß bei Hofe getreuen Priesterstand. Manuelchen regierte mit zwei Heuschwekern, seiner Mama und seiner Großmama, letztere hat in der Jugend vielviel Wasser geleckt, wie jetzt im Alter Weichwäter. Manuelchen spielte Soldaten und zu diesem Zwecke gab man den gerade und kräftigwachsenden jungen Leuten des Landes Büchsen in die Hand und ließ sie zur höheren Ehre ihres banterroten Vaterlandes ihre Beine nach einem blöden Rhythmus auf Kästernhölzern umherführen. Manuelchen spielte Politik, das heißt er ließ verchiedene intrigierende Skizzen nach hohen Posten Faingall spielen und es machte ihm einen Heidenpaß, daß man ihm alles erlaubte, wenn er die Gnade hatte, diesen oder jenen zum Minister zu machen. Die Kirche hatte ihn ganz in der Hand, denn der arme Junge hatte eine Heidenangst, ebenso wie sein Papa und sein Bruder ermordet zu werden. Neben diesen geistlichen Trost versahen Pariser Skototen die gleiche Funktion, jedoch in etwas anderer Form. Es war dies ein Zöhl sondergleichen, ein Stück göttliche Weltordnung.

Bei dieser ganzen Geschichte wurde nämlich der dritte Faktor vergessen, der doch in letzter Linie der erste ist, — das Volk! Das ist ja eigentlich bei diesen Zutritten zwischen Priestern und Söllingen ganz unbeteiligt, aber es muß den ganzen Schwindel mit seinem Schweiß und Blut bezahlen und das wurde im verschuldeten Portugal immer mehr und mehr. Wenn man nun junge Leute in Uniformen steckt, so bleibt das doch die Jugend des Volkes, in deren Wibern heißes Blut fließt und die sich empört, wenn sie Unrecht sieht. Und wenn diese jungen Leute noch in den Besitz der modernsten Waffen sind, so können diese auch einmal in einer anderen Richtung losgehen, als die Söllinge und die Priester, die Land und Volk beherrschen, zu meinen sich nach alter Tradition berechtigt fühlen. Nach mittelalterlicher Vorstellung gehört der Soldat zur Klasse der käuflichen Söldner, die man zur Lieberhaltung des eigenen Volkes benutzen kann, wenn man nur Geld genug hat. Die von kirchlichen Geist beherrschten und darum mittelalterlich denkenden Machthaber Portugals, die über genügend Geld verfügten, weil die englischen Kapitalisten pumpten, wenn man ihnen den Volkswohlstand zur Ausbeutung übergab, haben sich in der Macht der Bajonnette getäuscht. Dant der antimilitaristischen Stimmung, die heututage durch alle Länder geht, auch dort, wo sie nicht agitiert wird, lassen sich die Soldaten nicht mehr gegen das Volk mißbrauchen. In Vissabon beschoffen sie das Königshaus und eroberten die Stadt und das Land für die Volksherrschaft, für die Republik. Die Uniformierten dokumentierten damit, daß sie zum Volke und nicht zur Silberkerse gehören. Die Klöster und Kirchen, die als Sorte der Reaktion und der Volksbedrückung bekannt sind, wurden militärisch besetzt und als Staatsgut konfisziert. Das Mündig- und Nonnengeschmeiß wurde über die Grenze gejagt, wenn es nicht vorzog, eine ehrliche Einsitz in bürgerlichen Berufem im Schoße ihrer Familien zu beginnen. Dabei stellte es sich heraus, daß die frommen Brüder, deren Reich angeblich nicht von dieser Welt sein soll, ihre Klöster und Konvikte in effektive Festungen verwandelt hatten, die mit Mitralküssen, Bomben und ähnlichen Spud versehen waren. Aber nicht nur die Soldaten versagten dem König, nein, auch die Gläubigen versagten der Kirche. Die unwissenden Bauern, die allmonatlich zur Kirche zogen und dem Pfarrer alles beichteten, richteten keinen Finger zur Verteidigung der Klöster und Kirchen. Mit Schimpfen oder mit Schandenfreude sahen die religiösen Wäffler, wie die Macht der Kirche von der republikanischen Winderbeit — daß sie es ist, dürfen wir nicht vergessen! — in ihren Grundvesten